P.O.germ.
1082t

P. o. germ. 1082t

Plötz

Lit. eleg. Germ.
Poet.

Plötz.

m̄

Poësie und Prosa.

Lustspiel in einem Aufzug

von

I. B. C. F. v. Plötz.

(Nach einer alten Intrigue gebildet).

München 1817.

Gedruckt und im Verlag bei Ign. Ios. Lentner.

14 E

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Sollte sich wider Vermuthen eine Theater-Direction in dem Falle glauben, die vielleicht pikanten, aber gewiſs ungesuchten, und ohne alle Beziehung hingeworfenen Gedanken als anzüglich (?) streichen zu müssen: so thut sie besser, die Bagatelle gar nicht zu geben; denn die Intrigue an sich ist zu einfach und wenig sinnreich, als daſs die Darstellung, wenn sie nicht vorzüglich gelingt, groſsen Beyfall erhalten dürfte.

München im September 1817.

Personen.

Die Baronin.

Der Baron.

Heinrich.

Leonore.

Rupprecht.

I. Scene.

Heinrich allein.

Gott im Himmel! was hab ich gemacht? wie ziehe ich mich da heraus? bin ich denn geboren, um dumme Streiche zu machen? Ich trete in die Dienste der Baronin, ziehe diese Jacke an — ohne Hoffnung ohne Aussicht — glaube Alles zu gewinnen, wenn ich sie immer ſehen, sie manchmal sprechen dürfte — das war die eine Sottiſe, und durch eine zweite muſs ich wieder aus dem Hause —

II. Scene.

Heinrich. Ruprecht.

Heinrich.

Ach! gut, daſs du kommst. —

Ruprecht.

Ach! gut daſs sie da sind!

Heinrich.

Ich bin verloren —

Ruprecht.

Eben wollte ich's ihnen sagen.

Heinrich.

Ich muſs aus dem Haus.

Ruprecht.

Und das je eher, je besser —

Heinrich.

Diesen Morgen — hätt' ich dir nur nicht gefolgt —

Ruprecht.

Diesen Morgen — auf dem Wege zu ihrem Buchdrucker —

Heinrich.

Lieſs ich im Zimmer der Baronin —

Ruprecht.

Entdeckt ich zufälliger weiſe —

zugleich {Heinrich / Ruprecht} Was?

zugleich {Heinrich. Meine Verſe. / Ruprecht. Ihren Oheim.}

zugleich {Heinrich. Meinen Oheim?
Ruprecht. Ihre Verse?}

Heinrich.

Mein Oheim sagst du?

Ruprecht.

Ia Herr Baron! der ist hier.

Heiurich.

Hast du ihn denn gesehen?

Ruprecht.

Wenn ich ihn auch gesehen hätte, ich hätt' ihn doch nicht erkannt, er ist ja schon 15 Iahre auf Reisen.

Heinrich.

Woher weisst du denn also, dass er hier ist?

Ruprecht.

Ich begegne diesen Morgen auf der Strasse einem meiner alten Cameraden, der kommt aus der Schweitz, da dachte ich nun, der könnte mir vielleicht einige Auskunft über ihren Oheim geben, aber da fieng es an zu regnen, und um uns're Conversation bequemer fortsetzen zu können, giengen wir in's Wirthshaus —

Heinrich.

Weiter, weiter!

Ruprecht.

Ich laſse eine Bouteille kommen, sie kommt, der Propf springt in die Höhe — wir trinken. Sie können leicht denken, daſs man sich bei einem so theuern Wiedersehen gegenseitig seine Abentheuer erzählt — der hat mir Dinge gesagt! aber die Artikel aus der Schweitz interessiren niemanden.

Heinrich.

Kerl! jetzt ist meine Geduld zu Ende —

Ruprecht.

Nun also, der Herr mit dem er hier angekommen, ist aus der Residenzstadt — Sie und ihr Herr Onkel sind auch aus der Residenz — er ist ungefähr 60 Iahre alt — so alt ist auch ihr Herr Onkel. Dann treffen noch verschiedene Auszeichnungen zusammen. Ihr Herr Onkel, der Präsident, trägt einen Orden, der fremde Herr, sagt mir sein Bedienter, trug sonst auch ein Band im Knopfloch.

Heinrich.

Die Auszeichnung tragen jetzt so viele Menschen ohne Auszeichnung, daſs es bald eine Auszeichnung seyn wird, wenn man keine Auszeichnung hat.

Ruprecht.

Auch eine Uniform hat er mit ihrem Herrn Oheim gemein; freilich tragen jetzt auch gar viele Menschen Uniform.

Heinrich.

Du hast recht! Schiller hat ein Gedicht geschrieben: das Reich der Formen; von manchem Lande könnte man sagen, es sey das Reich der Uniformen.

Ruprecht.

Aber, was gewiſs eine Auszeichnung iſt: der Fremde ist entsezlich reich. Mein Camerad sagt mir, sein Herr und dessen Bruder hätten die schönsten Häuser in der Residenz. Sehen sie, aus dem Reichthum hab ich nun vorzüglich geschlossen, daſs es ihr Oheim seyn muſs.

Heinrich.

Sehr logisch! die schönsten Häuser haben sie in der Residenz, sagst du? dann sind sie gewiſs — Iuden. Hat er dir denn den Namen seines Herrn nicht gesagt?

Ruprecht.

Allerdings! aber dieſs ist der einzige Punkt der nicht zusammen trifft. Sie heissen Baron

Gelding, nicht wahr? ihr Herr Onkel heiſst auch Baron Gelding — der Fremde aber heiſst nicht Baron Gelding.

Heinrich.

Nun also, Dummkopf! wenn er nicht Gelding heiſst, wie kann er denn mein Oheim seyn.

Ruprecht.

Verzeihen sie, die Schluſsfolge ist auch nicht sehr logisch. — Sie, der sie selbst Romane schreiben, wissen nicht, daſs man nach Umständen oft seinen Namen ändert, wenn auch nur, um ausserordentliche Situationen vorzubereiten.

Heinrich.

Wie heiſst er denn also?

Ruprecht.

So viel ich mich errinnre, ist's ein recht appetitlicher Name, es ist etwas von einem Braten darin. Bratenau — Bratenberg — so helfen sie mir nur ein wenig drauf.

Heinrich.

Brateneck — heiſst er nicht Brateneck?

Ruprecht.

Ja, ganz recht! Brateneck heiſst er, ich wuſste ja, daſs ich mich besinnen würde.

Heinrich.

Den kenne ich ja recht gut, er kommt alle Tage hier ins Haus, ich glaube, er macht der Baronin die Cour.

Ruprecht.

Hu! das ist schlimm! ein reicher Nebenbuhler ist offenbar mehr zu fürchten als ein Onkel.

Heinrich.

Die Baronin hat auf Reichthum nicht zu sehen. Sie ist seit 2 Jahren Wittwe, ihr Mann war alt, eifersüchtig, brutal; sie findet ihren Wittwen-Stand zu behaglich, um ihn mit einer zweiten Verbindung wider ihre Neigung zu vertauschen. Aber ich, ich selbst habe mich ins Verderben gestürzt. Hätt' ich nur deinem dummen Rathe nicht gefolgt. —

Ruprecht.

Mein Rath ist doch gewöhnlich gut, ich muſs wahrscheinlich nüchtern gewesen seyn, wie ich ihnen d i e s e n gegeben habe.

Heinrich.

Ich lieſs im Zimmer der Frau von Schallheim das Sonett, das ich gestern auf

sie gemacht habe, sie hat es gefunden, und will nun durchaus wiſsen, woher es kommt; sie bildet sich ein, daſs jemand mich oder Leonoren bestochen habe, sie that tausend Fragen an uns, und ihre Miene war dabey so streng, daſs ich ausser Fassung kam. Ich wurde blaſs und roth, ich glaube ich habe zwanzigmal die Farbe gewechselt — das Resultat davon ist, daſs Leonore und ich wahrſcheinlich den Abschied erhalten.

Ruprecht,

Desto besser! ich habe lange schon gewünscht, daſs sie den Spaſs mit der Livrée da beendigen. Es kommt nichts dabey heraus! Wie kamen sie nur auf die Idee, gerade als Bedienter anftreten zu wollen? hätten sie sich für einen Bureauisten ausgegeben, wären sie auch incognito geblieben, denn da wo wir herkommen, sitzt jeder junge Mensch im Bureau, der nicht in der Werkstatt sitzt. Nur keine Livrée, nur irgend einen anständigen Character. —

Heinrich.

Du hast recht! die meisten Menschen brauchen einen Character, weil sie keinen Character haben, so hat auch mancher nur

darum keinen Character, weil er einen Character hat.

Ruprecht.

Mir wird ordentlich wehe, wenn ich sie nur ansehe. Dieser Anzug für einen Juristen, für einen Akademiker! was wird man auf der Universität und in der Hauptstadt sagen, wenn man diesen Streich erfährt?

Heinrich.

Sey ruhig, dort sind die dummen Streiche an der Tagesordnung; die ersten Juristen machen gerade die allerdümmsten Streiche, auch bin ich nicht der erste Akademiker, der den Verstand verloren hat.

Ruprecht.

Das Klügste ist, Sie legen die Livrée ab, und setzen als Ferdinand von Gelding ihre Bewerbung fort.

Heinrich.

Wo denkst du hin? Das Aufsehen, heute eine Livrée, morgen ein Baron.

Ruprecht.

Pah! an Standserhöhungen ist man heut zu Tage schon gewohnt. Aus wie mancher Livrée ist schon eine brillante Uniform ge-

worden; kann sogar aus einer Billardkugel ein Reichsapfel werden.

Heinrich.

Nein, nimmermehr! die Baronin würde mich erkennen, und mir diesen verwegnen Schritt nie verzeihen,

Ruprecht.

Ach! glauben sie mir gnädiger Herr! Die Weiber sind nie ernstlich böse, wenn die Männer aus Liebe zu ihnen dumme Streiche machen. — Aber a propos! wie hat die Baronin ihren letzten Roman gefunden, worinn sie ihr Abentheuer mit ihr so treffend geschildert? —

Heinrich.

Sie liefst meine kleine Schriften ohne zu wissen dafs ich der Autor bin, und liefst sie mit Vergnügen. Ihr Beyfall ist mir schmeichelhafter, als alles Lob der Rezensenten. Ich fühle mich dann so glücklich, ein Talent zu besitzen, dafs sie zu unterhalten vermag. Der Eifer, ihr zu gefallen, macht mir jede Arbeit leicht; jede Mühe verschwindet, wenn ich an sie denke, und ihr Bild ist die Muse, die mich begeistert.

Ruprecht.

Ich weiſs, wie das ist, Herr Baron! sie brauchen mirs nicht erst zu sagen, denn auch mich begeistert eine Muse. Ja, ja, sehen sie mich nur an, Ich arbeite schon seit mehrern Tagen an einer Biographie meines Lebens. Biographien und Nekrologe sind die dankbarsten Arbeiten, durch die es schon mancher weit gebracht hat. Es ist auch sehr natürlich, denn die hohen Herrn wollen alle nach ihrem Tode noch fortleben. Sie sollen staunen Herr Baron! über die sonderbaren Züge, über die frappanten Wendungen, und die Moral erst — von einer Neuheit, von einer Stärke, — denn die Ohren sind jetzt ungemein keusch — Aber weil von der Keuschheit die Rede ist, haben sie schon gesucht, die Kammerjungfer auf ihre Seite zu bringen. Ich sage es ihnen voraus, die müssen sie zur Vertrauten haben, denn wenn die einmal merken sollte, daſs sie —

Heinrich.

Wenn ich mich nur dazu entschliessen könnte! Schon seit 2 Tagen suche ich Gelegenheit, dem Mädchen mein Geheimniſs zu eutdecken, und wenn ich sie allein treffe,

ich weiſs nicht, welche Furcht mich dann zurück hält. Ich sehe sie an und seufze, und getraue mir nicht ein Wort zu sagen, denn bey allem dem, wenn sie mich ihrer Gebietherin verriethe. —

Ruprecht.

Fürchten sie nichts! sagen sie ihr nur, daſs ich mit im Spiele bin, und erwarten sie allen Beistand von ihr; sie liebt mich und das ist genug, ihnen beyzustehen. Da kommt sie eben. Ich gehe wieder zum Buchdrucker.

III. Scene.

Leonore. Die Vorigen.

Ruprecht

(zu Heinrich) Adieu Kamerad! (zu Leonoren) Guten Morgen du Mäuschen! ich liesse mir wohl gerne von dir einen Augenblick die Cour machen, aber Geschäfte von äusserster Wichtigkeit rufen mich ab — Guten Morgen du goldne Ehestandsportion! (geht ab).

IV. Scene.

Vorige ohne Ruprecht.

Leonore (für sich).

Der Narr! er thut wohl daran, daſs er geht; der Mensch wird mir täglich unausstehlicher. Ich begreife nicht, wie ich dem Tölpel nur einmal hab gut seyn können. Da ist Heinrich ein ganz anderer Mensch, und ich glaube, ich bin ihm auch nicht gleichgiltig.

Heinrich.

Mamsell Leonore hält ein Selbstgespräch —

Leonore.

Ich stellte eben eine kleine Betrachtung an, wobey sie auch Antheil hatten.

Heinrich.

Sie wollen gewiſs von den Versen sprechen.

Leonore.

Nicht so ganz, aber weil sie das Kapitel berühren, muſs ich ihnen sagen, daſs sie sehr uurecht thun, sich mit solchen Commissionen zu befassen, und jedem andern an ihrer Stelle würde ich recht derb den Text lesen.

Heinrich.

Ich danke für die Ausnahme, aber wenn mich Leonore besser kännte, würde sie mich gar nicht dazu fähig halten, Aufträge der Art anzunehmen. Ich bin einzig und allein mit den Angelegenheiten meines Herzens beschäftigt, und fühle mich gar nicht gemacht, die Intriguen einer fremden Liebe zu leiten.

Leonore.

Desto schlimmer! denn diefs ist in unserm Stande ein sehr nothwendiges Talent. Inzwischen ist zu erwarten, dafs die Mittel und Wege, die sie in ihrer eignen Sache einschlagen, um zum Ziele zu kommen, ihnen bald den Takt geben, auch andern gelegentlich in ähnlichen Fällen behilflich zu seyn, und mich däucht, sie debutiren gar nicht schlecht,

Heinrich.

Wie? ich debutire nicht schlecht — was meinen sie damit?

Leonore.

Ich denke die Sache ist klar, dafs sie lieben, dafs sie zu gefallen suchen, und auch nicht — mifsfallen.

Heinrich.

(Bey sich). Sollte sie vielleicht bemerkt haben, dafs die Baronin einiges Wohlwollen für mich hat? — (laut) Was sie mir da sagen, ist wohl sehr schmeichelhaft für mich; aber dürfte ich nicht fragen, auf was sich ihre Vermuthung gründet, dafs ich verliebt bin?

Leonore.

Auf dutzend Symtome, als da sind: Beängstigungen, Blicke, Gebärden, wohl manchmal Seufzer, alles das hat mir gesagt, dafs sie lieben, und hat mir wohl die Wahrheit gesagt.

Heinrich.

(Bey sich). Sie hat mich durchschaut — (laut) Wenn ich es denn also wagte, Leonoren zur Vertrauten einer Herzens-Angelegenheit zu machen, würde sie mir nicht hinderlich seyn? und —

Leonore.

(Bey sich). Das führt doch eiumal zu einer Erklärung in Forma. (Laut). Nun — Nein — eine Herzensangelegenheit ist doch nichts so fürchterliches. Ohne neugierig zu seyn — wie weit sind sie denn schon?

Heinrich.

Bis diesen Augenblick habe ich mich bezwungen, und trotz meiner glühenden Leidenschaft noch kein Geständniſs gewagt.

Leonore.

(Bey sich). Ich weiſs wohl, er hat noch den Mund nicht aufgethan! (Laut). Von dieser stummen Liebe hat aber Niemand was. Sie haben uurecht, reden sie! Die Blödigkeit steht gar nicht zu ihrem Alter und zu ihrer Figur, vorzüglich bey Personen, die nicht gewohnt sind, den Männern Avancen zu machen. Reden sie, sag ich, ich könnte sie fast versichern, man wird sie ohne Unwillen anhören. Die Frauenzimmer sind heut zu Tage viel humaner als zur guten alten Zeit, sie hören es gar nicht ungerne, wenn man ihnen sagt, daſs man sie liebt, und die Erkenntlichkeit in diesem Punkte, ist die Lieblingstugend unsers Geschlechts.

Heinrich.

Darf ich es auch glauben? hätten sie wirklich in dem Gegenstand meiner Liebe Gesinnungen entdeckt, die zu meinen Vor-

theile sprechen? ach, wie glücklich würde mich diese Gewiſsheit machen.

Leonore.

(Bey sich). Er kommt in Gang, wir wollen ihm ein wenig entgegen kommen. (Laut). Glauben sie etwa, Monsieur Heinrich! man könnte in so einer ernsthaften Sache Scherz treiben. Ia, man hat mir die Gefühle vertraut, die sie einflössen, und um sie zu überzeugen, daſs man ihnen entgegen kommt, sollen sie ihren Nebenbuhler noch heute gemiſshandelt zu ihren Füſsen sehen. Nun, nach diesem Triumphe werden sie wohl nimmer an ihrem Siege zweifeln. —

Heinrich.

(Bey sich). Sollte sie den Baron verabschieden? Nein der Gedanke wäre vermessen — diese Eroberung zu glänzend —

Leonore.

Eroberung zu glänzend! Die Liebhaber übertreiben doch gewaltig. Freilich darf man es ihnen nicht übel nehmen, denn geblendete Augen können unmöglich hell sehen.

Heinrich.

Wie, alſo im Ernst! sie glauben, daſs

die Baronin sich nicht über eine Leidenschaft entrüsten würde? —

Leonore.

Entrüsten? was ist denn da zu entrüsten? sind ihre Absichten nicht redlich? —

Heinrich.

Das kann ich beschwören, auch meine Herkunft ist von der Art —

Leonore.

Wollen sie nicht noch Ahnenprobe machen? Fürchten sie nichts, ich sehe gar nicht, wie hier etwas gegen den Respekt laufen könnte. — Die Baronin wird sich über ihren Entschluſs freuen, und wenn es dann auch wäre, wenn sie unbegreiflicherweise **nicht** einwilligte — wir brauchen ja die Frau von Schallheim nicht.

Heinrich.

(Aeuſserst betroffen nnd erstaunt). Was? wie? Wir brauchen die Frau von Schallheim nicht?

Leonore.

Setzt sie das so in Erstaunen? Haben sie doch eine bessere Meinung von sich selbst, und ich darf auch sagen von meiner

Person. Wenn sie verdienen, daſs man sie liebt, so giebt es auch kein Glück, das ich ihnen nicht willig opfere. Aber dieſs alles muſs wenigst mit Art geschehen. Sie sehen den Preis mein Freund, nun suchen sie ihn auch zu verdienen.

Heinrich.

(Bey Seite). Welch ein Miſsverständniſs! Wie konnte ich aber auch denken, daſs die Baronin —

Leonore.

Ich höre jemanden! Ueber den ungelegenen Gast! Diese Präliminarartikel hätten uns vielleicht zu einem förmlichen Abschluſs geführt. Ah, der Baron ist's.

V. Scene.

Baron. Vorige.

Baron.

Guten Tag, du kleine Hexe! Was macht deine Herrschaft, wie siehts aus im geheimen Archiv ihres Herzens? — In deiner Eigenschaft als Kammermädchen hast du die Direction darüber.

Leonore.

Ganz wie sie wünschen, gnädiger Herr, sie wissen ja, in einem Archiv stehen die Inkunabeln in groſsem Ansehen.

Baron.

Das war grob! Aber was machst du mit dem Purschen da, ich kann das Gesicht nicht ausstehen. — Neulich wollte ich ihm ein Geschenk machen, und er hat's refusirt, der Kerl ist ein Esel!

Leonore.

Er ist doch ein guter Iunge, er ist nur noch nicht lange in Dienst, und weiſs nicht recht, was Brauch ist. Uebrigens ist er voll Achtung und Ehrfurcht für Eure Gnaden.

Baron.

Nun, das ist etwas! (Zu Heinrich). Ist es aber auch wahr?

Heinrich.

Zweifeln sie ja nicht, gnädiger Herr!

Baron.

Hm! So gar dumm sieht er doch nicht aus! Also zur Sache Leonore! — Du weiſst, ich liebe die Baronin, und in meinem Alter hat man keine Zeit zu verlieren. Glaubst du,

dafs ich mich ihr erklären kann. Das Schmachten habe ich in meinem Leben nicht ausstehen können. Es ist schon ein Dutzendmal, dafs ich Frau von Schallheim sehe, und ich habe ihr meine Liebe noch nicht entdeckt, obschon ich sie beim erstenmal geliebt habe. Diefs ehrfurchtsvolle Schweigen verdient Erkenntlichkeit, was? Ietzt ist's an dir, der Sache die geeignete Tournure zu geben, und zu bewirken, dafs mir meine Visiten endlich bezahlt werden.

Leonore.

Erklären sie sich ihr, gnädiger Herr! und für das Uebrige lassen sie mich sorgen. Ich werde ihr unaufhörlich von ihnen sprechen, alle ihre Verdienste herausheben; o es giebt manchen Liebhaber, der bei seiner Geliebten per mandadarium weiter kommt, als in persona.

Baron.

Mädchen! du sprichst wie ein Advocat.

Leonore.

Ich bin ja die Tochter eines Advocaten.

Baron.

Und mufst hier im Haus als Soubrette dein Brod verdienen? denn war dein Vater

ein schlechter Advocat, oder ein — guter Advocat. Also ich kann auf dich zählen?

Leonore.

Wie auf sich selbst, gnädiger Herr.

Heinrich.

Ey, wie dienstfertig!

Baron.

Also ich trage mich ihr an, mich, meine Million, mein Herz, meine Hand.

Leonore.

Man könnte freilich einwenden, daſs der Reichthum nur in so ferne wünschenswerth sey, als man davon Gebrauch zu machen versteht; aber ich will meine Gebietherin versichern, daſs Eure Gnaden die Groſsmuth und Freigebigkeit selbst sind.

Baron.

Freigebig! ja freigebig bin ich, und dieſs erinnert mich, daſs ich dir hab diesen Ring geben wollen. (Steckt ihr seinen Ring an den Finger).

Leonore.

Nein, Ew. Exzellenz! so wars nicht gemeint.

Baron.

Nimm! sag ich, ziere dich nicht so lächerlich wegen der Kleinigkeit.

Leonore.

Sie spotten, gnädiger Herr! jedes Geschenk erhält in ihrer Hand einen unschätzbaren Werth, und ich nehme keinen Anstand, dieses Angedenken anzunehmen, indem ich sie schon als meinen künftigen Gebiether ansehe.

VI. Scene.

Die Baronin. Vorige.

Die Baronin.

(Ein Blatt Papier in der Hand).

(Im Heraustreten). Dieſs beunruhigt mich am Ende. Schon wieder eine Galanterie der Art, ohne daſs ich weiſs, woher sie kommt.

Baron.

Ah! gnädige Frau! verzeihen sie, daſs ich ihr Hereintreten nicht gleich gewahr wurde. Ich sehe, daſs selbst die stärkste Liebe nicht das Talent giebt, ein Oedip zu seyn.

Heinrich.

(Bey sich). Mein Herz hat wohl geahnt, daſs sie bald erscheinen würde.

Die Baronin.

Sie sind immer galant, Baron!

Baron.

Ich bin mehr als galant, gnädige Frau! ich bin wahr. Sie wissen, ich komme aus der Schweitz, einem Lande, wo man auch heut zu Tage noch so ziemlich spricht, wie man denkt. Es ist, als wehe in diesem glücklichen Clima noch der Geist jener Freimüthigkeit, jener natürlichen Rechtlichkeit, der in der Regel nur den weniger polizirten Menschen eigen ist. Vorzüglich in Herzensangelegenheiten hab ich dieſs gefunden. Man sieht sich, man liebt sich, man sagt sichs, und wenn man sich ansteht, so heurathet man sich. Ich meines Theils finde diese Prozedur ganz scharmant, und wenn es hier Mode wäre, würde ich sie ohne Umstände fragen: gnädige Frau, stehe ich ihnen an?

Heinrich.

Eine delicate Art, sich zu erklären —

Leonore.

Ach! wären wir zwey doch auch in der Schweitz.

Die Baronin.

Wie wenig, lieber Baron! gleicht das Land, von dem sie sprechen, dem unsrigen? Bey uns ist der Mund nur selten das Organ des Herzens; wir haben oft nur darum Worte, um unsre Gedanken verbergen zu hönnen. Niemand findet was Arges daran, von andern übel zu denken, aber aus Schonung, Wohlstand oder Eigennutz halten wir es für gerathener, unsre Gesinnungen zu verstelleu. Das hat in unsre Zirkel eine Gattung von Iargon gebracht, man nennt ihn Galanterie, Höflichkeit, Savoir-vivre, in folge dessen man sich gegenseitig die verbindlichsten Dinge von der Welt sagt, dabey bleibt es aber; es ist nun einmal eingeführt, genug daſs die Conversation dabey gewinnt. Wäre jemand so albern, dergleichen Complimente für baare Münze zu nehmen, sa würde man ihn beschuldigen: de ne pas savoir son monde.

Baron.

Ich denke nun, wir haben die Worte, um unsre Gefühle auszudrücken, und das will ich auch, Ein glückliches Ungefähr, gnädige Frau! hat mir voriges Jahr das Vergnügen ihrer Bekanntschaft gemacht. Ein

Brief von ihrem Onkel, dem Gonverneur hat mir vor kurzem das Recht gegeben, ihnen aufzuwarten. Sie haben mir erlaubt, meine Besuche fortzusetzen, und so kam es, daſs ich mich unwiderstehlich in sie verliebte. Ich wage es demnach, ihnen mit meiner Hand eine jährliche Revenue von 30,000 Thaler anzubieten. Ich weiſs, gnädige Frau! sie sehen nicht auf Vermögen, und haben nicht Ursache darauf zu sehen. Ich würde mich auch wohl hüten, davon zu sprechen, wenn ich — jung wäre, allein ich fange nach gerade an — nicht mehr jung zu seyn, und — einen Vorwand müssen sie doch haben mich zu heurathen.

Leonore,

(Still zur Baronin). Widerstehen sie, wenn sie können.

Die Baronin.

Wenn ihre Anträge aufrichtig sind, Brateneck! so sind sie nicht minder glänzend; aber — wenn ich nicht aufrichtig wäre? ich? —

Baron.

Est-ce que vous savez votre monde?

Gehn sie, gehn sie, gnädige Frau! ich kenne sie zu gut, um diefs zu fürchten.

Die Baronin.

Sie haben recht, Lieber! ich bin aufrichtig, und weil ich aufrichtig bin, so rathe ich ihnen, noch einige Zeit darauf zu wenden, mich näher kennen zu lernen. Meine erste Heurath schlofs der Gehorsam, und nun wollen sie, dafs ich eine zweyte Verbindung aus Convenienz eingehe. Gehorsam und Convenienz, lieber Baron! sind zwei Brautwerber, die kein sonderliches Glück in der Ehe versprechen. Auch wünschte ich für einen Mann, der mein Glück machen wollte, etwas mehr als — Erkenntlichkeit fühlen zu können.

Baron.

Hm, Hm! also — eine was man sagt — gewaltsame Leidenschaft fühlen sie für mich — nicht?

Die Baronin (lachend).

Nein, wahrhaftig nicht.

Baron.

Ich glaube es wohl, haben auch nicht Zeit gehabt, aber — auch keine totale Abneigung?

Die Baronin.

Weit entfernt!

Baron.

Seh'n sie, das ist alles, was ich wünsche. Ein Mann ist in unsern Tagen schon glücklich genug, wenn er seiner Frau nur nicht unerträglich ist,

Leonore.

(Still zur Baronin). Das ist ein Schatz von einen Ehemann, gnädige Frau!

Baron.

Sie sollen auch keinen Augenblick Zeit haben, gleichgiltig zu werden. Ich will mich quälen, ihnen Vergnügen zu machen.

Die Baronin,

Vor allen rechnen sie auf ihren trefflichen Humor.

Baron.

Ich will sie auf den Händen tragen — ich will die Kunst lernen, in ihren Augen zu lesen. Es sind gewöhnlich böse Manieren, die das häusliche Glück zerstören, folglich müssen gute Manieren es befestigen.

Die Baronin.

Wissen sie, Baron! daſs sie gefährlich

sind? und daſs Gesinnungen dieser Art, alle Reitze der Jugend wenigstens aufwiegen?

Baron.

Also — es ist — richtig? —

Die Baronin.

Halt! lieber Freund! wir sind noch weit vom Ziel. Sie sind ein Poët, und die übertreiben immer. Wer sichert mich, daſs ihnen das, was sie heute in Enthusiasmus setzt, morgen nicht als Prosa erscheint.

Baron.

Poët, gnädige Frau! darf ich fragen, wie sie das meinen?

Die Baronin.

Ich verstehe, sie wollen nicht wissen lassen, daſs sie ein Dichter sind. Mit der Wissenschaft geht's, wie mit der Liebe, die verstohlne ist die angenehmste.

Baron.

Aber ich bitte sie um Gotteswillen —

Die Baronin.

Verstellen sie sich nur nicht. Es wäre Ziererey, wenn ich sagen wollte, daſs ich aufgebracht bin. Geben sie mir öfter Verse, sie gerathen ihnen ganz gut.

Baron.

Sprechen sie im Ernste? ich hätte ihnen Verse gegeben, ich? sie haben mich zum besten, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch keinen gemacht.

Die Baronin.

So vertheitigen sie sich nur nicht, sie hören ja, dafs sie mir Vergnügen gemacht haben.

Baron.

(Bey sich). Was Teufel will die mit ihren Versen? (Laut). Ich bitte sie gnädige Frau! werfen sie nur einen Blick auf mich, seh ich aus wie ein Dichter? die Dichter sind mager, wle die Hunde, das macht, sie bekommen nichts zu essen.

Leonore.

(Zum Baron). So gestehen sie nur, dafs sie die Verse gemacht haben. Warum haben sie sie mir nicht gegeben? ich hätte sie ihr auch behändigt.

Baron.

Die auch noch!

Meonore.

(Zur Baronin.). Der Baron hat sie ge-

schrieben, (Zum Baron). So sagen sie doch Ja-

Baron.

Mein Gott! ich schreibe das ganze Jahr nichts, als manchmal einen Brief an meine Gerichtshalter. Ich habe in meinem ganzen Leben das Schreiben nicht ausstehen können. Sie können denken, ich war 20 Jahr Präsident, und habe in der ganzen Zeit nichts zu Papier gebracht, als meinen Namen und die Remisen im l'hombre, und nun vollends gar Verse —

Die Baronin

(giebt ihm das Blatt).

Da, hier lesen sie selbst, ich bin gewiſs, daſs sie die Verse nicht schlecht finden, wenn sie sie gleich selbst gemacht haben.

Baron (lieſst schlecht).

An Laura.

Heissen sie Laura, meine gnädige?

„Ist der alte Zauber hingeschwunden,
„Den uns Phantasie so lieblich malt?
„Und das Licht, das einst so schön" — —

Zum Teufel! die Verse siud so schlecht, daſs ich sie allenfalls selbst könnte gemacht haben.

Heinrich.

Gnädiger Herr, die meisten unserer Dichter haben nicht die Gabe, ihre Werke gut zu lesen, ich habe einige Zeit darauf verwendet, declamiren zu lernen, wenn sie mir daher erlauben wollen, dafs ich ihnen die Mühe erspare.

Baron.

Recht gern, mein Sohn! hier lies!

Die Baronin.

(Zu Leonore). Er thuts mit Fleifs.

Leonore.

Ganz gewifs.

Heinrich.

(Liest mit leidenschaftlichem Ausdruck, und sieht am Ende die Baronin seufzend an).

„Ist der alte Zauber hingeschwunden,
Den uns Phantasie so lieblich malt?
Und das Licht, das einst so schön gestrahlt,
Ist's verloschen mit der Vorzeit Stunden? —

Hat das Herz vor Zeiten tief empfunden,
Wo es jetzt nur buhlet oder dahlt?
Litt das Herz, das heut mit Wunden prahlt,
Vormals wirklich angeschlagnen Wunden?

Ach, die Liebe kennt nicht Zeit noch Stunde,
Ewig theilt sie Freuden aus und Schmerzen,
Ewig ist der alte Zauber da.

Bluten fühl' ich eine tiefe Wunde,
Brennen fühl' ich's tief in meinem Herzen,
Seit ich dich, geliebte Laura, sah. —"

Die Baronin.

Heinrich liefst in der That recht gut!

Baron.

Bluten — Brennen — nun diese Verse sind doch nicht ganz schlecht! (Zu Heinich). Hör er, mein Freund! er liefst recht gut, wenn er einmal aus dem Dienste gejagt wird, kann er's machen, wie mancher seiner Cameraden, kann als Deklamator herumziehen, und uuf eine anständige Manier betteln.

Die Baronin.

Nun, mein lieber Petrarka! sie gestehen endlich, dafs die Verse von ihuen kommen.

Baron.

Weil sie es denn durchaus haben wollen, so mufs es wohl so seyn. (Bey sich). Es giebt doch auf der Welt nichts unwahres! (Laut). Aber zum Henker, gnädige

Frau! jetzt können sie nicht umhin, für mich etwas zu thun, denn für sie hab ich, Gott straf mich, das Unmögliche gethan.

Die Baronin.

(Lachend). Ich weiſs wahrhaftig nicht, was ich zu allen dem sagen soll. Ich kann es nicht übers Herz bringen, ihnen alle Hoffnung zu nehmen; aber vor allem, Baron! geben sie mir öfter Verse, und geben sie mir sie selbst, sie werden mir desto willkommner seyn.

Baron.

Lassen sie mich gewähren. Verse sollen sie haben die Hülle und die Fülle, wenn mir anders meine Muse immer so günstig ist. Aber — jetzt muſs ich sie verlassen, ich habe meinen Bankier zu mir bestellt. In einem fort kann man denn doch nicht Verse machen. Madame! (küſst ihr die Hand) in wenig Minuten habe ich wieder die Ehre, ihnen aufzuwarten. Ich beschwöre sie indeſs bei allen Grazien und Musen, meine Prosa etwas in Erwägung zu ziehen; sie klingt besser und solider als meine Poësie. (Bey sich im fortgehen). Zum Teufel. das dacht ich nicht, daſs ich in meinen alten Tagen noch sollte auf dem Parnaſs

immatrikulirt werden. Poët! — ich glaube sie haben mich zum Narren!

VII. Scene.

Vorige ohne Baron.

Die Baronin (bey sich).

Der Mensch amusirt sich um mich! Ietzt wollen wir doch sehen, wer von den beyden, Heinrich oder Leonore sich für ihn interessirt, und die Verse auf meine Toilette gelegt hat. Die Art, wie sie Heinrich gelesen *hat, macht mich* glauben, daſs er es ist. (Laut). Nun, Leonore, was denkst du vom Baron?

Leonore.

Daſs er sie liebt, und zwar so liebt, wie sie geliebt zu werden verdienen, und ich denke, gegen eine solche Liebe ist nichts einzuwenden. —

Die Baronin.

Wahrhaftig! er könnte sich selbst nicht besser ausdrücken, wenn er hier wäre; und er Heinrich! glaubt er auch, daſs ich so geliebt werde, wie Leonore es sagt?

Heinrich.

Fragen sie ja nicht, gnädige Frau! ob sie geliebt werden. Dieses Gefühl muſs nothwendig in jedem entstehen, der das Glück hat, sich ihnen nähern zu dürfen.

Die Baronin.

(Bey sich). Sie sind verstanden! (Laut). Ich habe mein Urtheil über den Baron noch nicht berichtigt, und bin folglich noch zu nichts entschlossen. Ich weiſs, ihr seyd mir beyde sehr ergeben, und so erlaube ich euch, geradezu zu sagen, was ihr von der Sache denkt.

Leonore.

Alle die, denen ihr wahrer Vortheil heilig ist, werden ihnen rathen, den Baron zu heurathen. Er ist ein Millionär, und die Millionärs sind heut zu Tag, wenigst unter den christlichen Barons eine groſse Seltenheit.

Die Baronin.

Das ist wohl wahr, man hat aber auch Beyspiele von jüdischen Cavaliers —

Leonore.

(Schnell). Nein, nein! der Baron hat

den wahren Glauben, er ist die Freigebigkeit selbst.

Die Baronin.

So? kennst du ihn so genau?

Leonore.

Das eben nicht, aber — (auf ihren Ring sehend) er hat eine gewisse Art, sich anzukündigen.

Die Baronin.

Nun es ist mir lieb, das zu vernehmen. Aber woher hast du denn den Ring, mich däucht, ich sah ihn noch vor kurzem an Bratenecks Finger.

Leonore.

Wahrhaftig — er muſs mir ihn an den Finger gebracht haben, ohne daſs ich es gewahr wurde. Mein Gott! wie kann man auch so zerstreut seyn!

Die Baronin.

Eine glückliche Zerstreuung!

Leonore.

Aber ich werde ihn zurückgeben, und ihm ernstlich sagen, daſs sich das nicht schickt.

Die Baronin.

(Bey sich). Ich darf nicht länger zweifeln. (Laut zu Heinrich). Und er, Heinrich, wie theuer hat der Baron sein Votum gekauft?

Heinrich.

Gnädige Frau! ich hüte mich vor Zerstreuungen. Es ist wahr, der Herr Baron wollte mir ein Geschenk machen, doch sein Anerbiethen schien mir seiner und meiner unwerth. Nur die stete Bemühung, ihnen zu gefallen, nur eine aufrichtige und geprüfte Neigung darf zu dem Glücke führen, ihr Gemahl zu werden. Iedes andere Mittel, zu diesen Zwecke zu gelangen, würde der Ehre eines solchen Triumphes unwerth seyn.

Leonore.

(Spöttisch). Wie vernünftig!

Heinrich.

Und weil mir die gnädige Frau erlaubt, meine Meinung zu sagen, so gestehe ich mit der Freimüthigkeit, die mir eigen ist, daſs es mich nach der, wie ich höre, nicht angenehmen Erfahrung, die sie schon vom Ehestand gemacht haben, befremden sollte, wenn sie

eine Verbindung mit einem alten Manne eingehen würden; der ihnen nichts anzubiethen hat, als Vermögen, denn Vermögen ist doch so wenig geeignet, ein Herz, wie das ihrige, zu gewinnen.

Leonore.

Alter Mann! ist man denn alt, wenn man 60 Jahre zählt, und ich wette, der Baron hat noch nicht 60 Jahre. Monsieur Heinrich thäte besser, wenn er schwiege.

Die Baronin.

Gieb dir selbst diesen Rath, Leonore!

Heinrich.

Ich habe die Ehre, im Dienste der gnädidigen Frau zu stehen, und Gott ist mein Zeuge, ich diene ihr nicht aus Eigennutz. Mein Diensteifer hat einen viel reinern, edlern Ursprung, und lieber wollte ich allem Glücke dieser Erde entsagen, als ihr einen Rath ertheilen, dessen Befolgung sie unglücklich machen könnte.

Die Baronin.

Ich glaube das. (Bey Seite). Der Junge hat ein vortreffliches Herz.

Leonore.

Unglücklich! 30,000 Thaler mehr Revenue des Jahrs, haben noch Niemanden unglücklich gemacht.

Heinrich.

Der Reichthum ist eine schwache Entschädigung für häusliches Unglück, und ein trauriger Trost für alle die Leiden, die einer übelgetroffnen Verbindung nothwendig folgen müssen. Ein alter Mann ist gewöhnlich auch ein eifersüchtiger Mann, und so unbescholten seine Gattin ist, er wird sie mit seiner Eifersucht nicht minder verfolgen. Die Gewifsheit, die ihn foltert, ihr nie gefallen zu können, gebährt unerträgliche Zweifel, und die vermehren sich, je mehr er sie zu heben sucht. Ihm ist alles verdächtig, selbst die Aufmerksamkeit seiner tugendhaften Gemahlin. Ganz anders ist's mit einem jungen, zärtlichen Mann, in ihm findet sie einen Freund in der Gesellschaft, einen Tröster in ihren Leiden, einen Geliebten selbst noch im Schoofse der Ehe. Seine angelegentlichste Sorge ist es, ihr Vergnügen zu machen, denn ihr Vergnügen ist auch das seine — immer feurig — immer beständig,

weil er immer glücklich ist. Und nur ein solcher, gnädige Frau! darf auf ihr Herz und ihre Hand Anspruch machen.

Leonore.

Wenn die gnädige Frau keinem andern ihre Hand giebt, so bleibt sie ihr ganzes Leben unverheurathet. Um die Ehre ihrer Copie zu retten, sollten sie das Original herzeigen.

Heinrich.

Das wäre so schwer nicht zu entdecken, und die gnädige Frau muſs es bey so vielen Vorzügen finden.

Leonore.

Ich aber behaupte — —

Die Baronin.

Genug! (Bey sich). So viel Verstand bey einem Domestiquen! das geht nicht mit rechten Dingen zu! Ich weiſs jetzt, was ich über das Capitel der Verse zu glauben habe. Heinrich ist gerechtfertigt. (Laut) Leonore! dir habe ich einen Auftrag zu geben. Folge mir nachher. (geht ab).

VIII. Scene.

Heinrich. Leonore.

Leonore.

Nun, wünschen sie sich Glück, Monsieur Heinrich! sie haben sich einen Stein ins Brett gesetzt. Es ist doch ein wahres Glück für sie, daſs man ihnen nicht böse seyn kann. Aber sind sie auf ihrer Huth! Dieser übelverstandene Eifer könnte ihnen einmal ein affreuses Ridikule geben. Ieder Mensch soll sich angewöhnen, nach seiner Lage und nach seinem Stande zu denken. Es ist nichts so übel an seiner Stelle, als ein sentimentaler Rath in dem Munde eines Domestiquen, und wäre dieser Rath auch noch so gut, die Herrschaft muſs ehrenhalber doch immer das Gegentheil thun, das ist in der Regel.

Heinrich.

Deſswegen hat Leonore ihrer Herrschaft wohl eben einen schlechten Rath gegeben.

Leonore.

Einen schlechten?

Heinrich.

Nun ja, wenn es ein guter Rath wäre, müſste die Baronin ja das Gegentheil thun. Haben sie nicht gesagt, daſs das in der Regel ist?

Leonore.

Das ist ein Unterschied, Herr Sophist! ein Kammermädchen ist schon vermög ihrem Stande die geheime Räthin ihrer Frau, und die Frau, wenn sie anders zu leben weiſs, wird nie ohne Einwilligung und Zustimmung ihrer Kammerjungfer etwas unternehmen — aber — wollen wir nicht unsere abgebrochene Unterredung wieder anfangen? — Mich däucht, wir sind geblieben — sind wir nicht übereingekommen? —

Heinrich.

Ich glaube, ich höre Ruprecht! ich habe Ursache vor ihm nicht über diesen Punkt zu sprechen.

Leonore.

(Bey sich). Er glaubt, ich liebe noch den fatalen Menschen. (Laut). Schon gut, seyn sie ausser Sorgen! (Bey sich). Ietzt will ich doch der Baronin meine neue Eroberung anvertrauen, sie könnte es übel

nehmen, wenn ich ihr ein Geheimniſs daraus machte.

IX. Scene.

Ruprecht. Vorige.

Ruprecht.

Guten Tag, ihr lieben Leute! wie gehts du Zuckerplätzchen meines Herzens! jetzt hab ich einige Minuten Zeit, da kannst du mich von deiner Liebe unterhalten.

Leonore.

(Zärtlich). Adieu Heinrich!

Ruprecht.

Hm, Hm!

Leonore.

(Noch zärtlicher). Adieu mein lieber Heinrich!

(Ab in's Zimmer der Baronin).

XI. Scene.

Heinrich. Ruprecht.

Ruprecht.

Ei, ei, Herr Baron! das sind ganz curiose Adieus.

Heinrich.

Da haben wir uns vortrefflich addressirt, die zur Vertrauten zu machen. Stelle dir vor, die Närrin meint, ich liebe sie, und noch mehr, sie ist in mich verliebt.

Ruprecht.

Das ist nicht möglich, Herr Baron!

Heinrich.

Der Vorzug mag dir freylich unbegreiflich vorkommen, aber es ist nun doch so —

Ruprecht.

Die Meerkatze!

Heinrich.

Sey ruhig, ich gebe sie dir unzerbrochen zurück.

Ruprecht.

Da machen sie mir auch ein schönes Present! die Ungetreue! ich möchte des Teu-

fels werden! Bin ich aber nicht ein rechter Narr; ich war eigentlich nie in sie verliebt, und doch ärgere ich mich über ihre Unbeständigkeit.

Heinrich.

(Bey sich). Das Verhältnifs der Baronin mit Brateneck ist, wie es scheint, nicht gefährlich. Der Verdacht mit den Versen ist auf Leonoren; aber was soll aus meiner Liebe werden? Was habe ich jetzt zu thun, um dem Ziele näher zu rücken?

Ruprecht.

Da sind endlich einige Korekturbogen von ihrem Roman.

Heinrich.

Gut! die will ich gleich in die Arbeit nehmen; allem Anschein nach, wird mich niemand unterbrechen. Die Baronin ist in ihrem Zimmer und wird wohl nicht sobald herauskommen. — Was für ein Papier? was für Lettern? da erkenn' ich wieder meinen Buchdrucker. (Setzt sich an den Tisch, und ist, von diesem Augenblick an, ganz verloren in seiner Arbeit).

Ruprecht.

Die Finger jucken mich, wie ich nur

schreiben sehe, zum Glücke trage ich immer mein angefangenes Werk mit mir. Nun, wir wollen uuserm edlen Triebe nachgeben, wollen die Welt von unsrer Existenz benachrichtigen. (Setzt sich neben den Tisch auf den Boden, zieht einen Schreibzeug aus der Tasche und steckt ihn neben sich). Vor allen einen guten Titel, denn auf den Titel kommt vieles an. Der neue Plutarch, oder Leben und Thaten des berühmten Ruprecht. Schön! (schreibt fort, ganz in sich vertieft).

XI. Scene.

Din Baronin. Vorige.

Die Baronin.

Leonore setzt mich in Erstaunen! die Art, wie dieser Mensch denkt und spricht, liefs höhere Ansprüche vermuthen. Doch ich habe Verdacht über seine Herkunft, und will mir Licht verschaffen. Da ist er, und, wie es scheint, in einer ernsthaften Beschäftigung. Wir wollen uns leise nähern, und sehen, was er arbeiten mag. (Tritt leise hinter seinen Stuhl).

Heinrich.

(Ohne aufzusehen). Es ist doch ein mühseliges Geschäft, Druckfehler zu corrigiren. Ausser einem Collegium über die Institutionen kenne ich nichts langweiligeres. Da sind schon 10 Fehler auf der ersten Seite. Du sagst dem Factor, dass ich sehr unzufrieden bin.

Die Baronin.

Gut!

Ruprecht.

Zum Henker! das geht ja vortreflich! wenn ich aber so fortfahre, wird das Werk sehr kurz, jetzt hab ich erst drei Seiten und bin schon ziemlich am Ende. Desto besser, so machts weniger Langeweile.

Heinrich.

So sprich doch etwas leiser!

Ruprecht.

Es ist wohl eine schöne und seltne Eigenschaft, lakonisch zu seyn, doch darf man auch keinen Hauptmoment im Leben übergehen. Wollens doch ein bischen rekapituliren. Im Kapitel meiner Geburt habe ich nichts ausgelassen, als den Namen meines

Herrn Papa. Das ist aber nicht meine Schuld! warum hat der gute Herr seinen Namen nicht angegeben. Dann kommen meine Reisen von N nach N *).

Heinrich.

Man kann wohl sagen, ein Werk ist noch nicht geendet, so lang es beym Buchdrucker ist.

Ruprecht.

Drittes Kapitel. Dienstjahre! meinen ersten Dienst beim Banquier Christenblut hätt' ich nicht aufgeben sollen. Als er banquerutt machte, nahm ich meinen Abschied, weil ich dachte, jetzt gäb es schmale Bissen; Ich Esel hätte wohl wissen können, daſs er in drei Monaten reicher ist als vorher, oder daſs er wenigst eine gute Anstellung bekommt.

Die Baronin.

Ihr Styl scheint mir recht gut.

Heinrich.

Es freut mich, Monsieur Ruprecht, wenn er ihren Beyfall hat.

---

*) Hier können zwei Orte genannt werden, wo Arbeitshäuser sind.

Ruprecht.

Ietzt trat ich in die Dienste der Frau von Küfsnacht mit ihren hübschen Töchtern. Das waren gute, seelengute Fräuleins — so gutmüthig, so mildthätig — ihr letztes Kleidungsstück konnten sie ablegen, blofs ihrem Nebenmenschen ein Vergnügen zu machen. — Wie mancher Seufzer wurde da in Geheim gestillt, wie manchem Menschen im Verborgnen eine grofse Wohlthat erwiesen. — In diesem Hause habe ich mich zum Quartiermeister qualifizirt, denn es war kein gerader Offizier in der Garnison, dessen Quartier ich nicht zu finden wufste.

Heinrich.

,Nein! die Dummheiten sind nicht auszuhalten, frag doch den Setzer, ob ers mit Fleifs thut?

Die Baronin.

Gut! ich werde es ihm sagen.

Heinrich.

Der Herr Ruprecht spielt den Schmachtenden, warum verstellst du denn deine Stimme? du bist wahrscheinlich bey einer zärtlichen Stelle in deiner Biographie.

Ruprecht.

Nun kam ich zu einem berühmten Gelehrten. Der war ein tiefer, tiefer Denker, und bezog sogar eine Präbende von 3000 Thaler, um absolut nur — zu denken. Solche Herren kommen mir vor, wie stehende Wässer, sie gründen tief, aber sie werden — faul.

Die Baronin.

Seine Geliebte gleicht dem Gemälde sehr wenig, das er von ihr entwirft.

Ruprecht.

Meine beste Condition wäre freilich bey Herrn Marksauger gewesen, aber mit dem Bösen ist kein Bund zu schliefsen. Der Kerl war — Gott erlöse uns von dem Uebel — ein Kornaufkäufer. Den Jubel möcht ich sehen, wenn so einer einmal gehenkt würde! aber die sind leider alle fest, es kann ihnen Niemand was anhaben.

Heinrich.

Ruprecht! Ruprecht!

Ruprecht.

Sie befehlen! (Sieht die Baronin). Ach Gott, wir sind verloren! (Hustet und giebt Heinrich ein Zeichen).

Heinrich.

Was Teufel hast du denn?

Ruprecht.

(Räuspert). Weist du wohl Heinrich, daſs es nicht schön ist, daſs du der elenden Kleinigkeit wegen mich so lange warten läst.

Heinrich.

(Sieht die Baronin). Himmel! Verzeihen sie, gnädige Frau! ich glaubte nicht daſs sie hier wären.

Die Baronin.

Mit was war er denn eben beschäftigt?

Ruprecht.

Gnädige Frau! ihnen kann man nichts verhehlen, und so sag ich ihnen denn, daſs ich eine Espece von Sckriftsteller bin. Darüber dürfen sie sich nicht wundern, denn die Schrifstetellerey ist epidemisch. Wie es denn bey den Gelehrten häufig der Fall ist, der eine kann bey aller Gelehrsamkeit nicht gut lesen, der andere nicht richtig schreiben, so fehlts auch bey mir an der Orthographie. Da ist nun mein Kamerad, der Heinrich, der corrigirt meine Sachen. —

Heinrich.

(Leise zu Ruprecht). Elender! mich so überraschen zu lassen!

Ruprecht.

(Eben so). Ich war eben in der Wuth! daran ist der verdammte Kornwucher schuld! (Laut). Adieu Kamerad! (ab).

XII. Scene.

Die Baronin. Heinrich.

Die Baronin,

(Bey sich). Was heifst das? er sprach mit dem Purschen wie ein Herr mit seinem Bedienten! (Laut). Heinrich! wo hat er den Menschen kennen gelernt?

Heinrich.

In der Residenz, gnädige Frau!

Die Baronin.

Ist er aus der Residenz?

Heinrich.

Ia! ich glaube ja. (Bey sich) ich bin von Sinnen!

Die Baronin.

Er glaubt! das ist denn doch, meine ich, eine Frage, die jeder Mensch bestimmt beantworten kann. Ich kenne mehrere vorzügliche Familien der Residenz, ich habe selbst Verwandte dort. Hat er in der Hauptstadt gedient?

Heinrich.

Nein! Euer Gnaden sind die erste Herrschaft der ich meine Dienste angeboteu.

Die Baronin.

Ich habe ihn in mein Haus aufgenommen, ohne viele Erkundigungen über ihn einzuziehen. Seine Phisiognomie, seine Art, zu denken und sich auszudrücken, ein gewisses Air über seinen Stand — alles hat für ihn gesprochen. Ich glaube nicht, dafs ich mich in ihm geirrt habe, und bin wohl zufrieden, dafs er bey mir ist.

Heinrich.

Gnädige Frau! das Bestreben, ihre Zufriedenheit zu erlangen und ihre Güte zu verdienen, hat mir ohne Zweifel neue Talente verliehen. Wie glücklich macht mich diese Aeufserung ihres Wohlwollens.

Die Baronin.

Ich verlange kein Compliment, und will seine Familie kennen, nicht seinen Verstand, ich weiſs, er hat Verstand; wer ist er? wer sind seine Eltern? warum ist er zu diesem Stande reduzirt? denn es scheint mir, daſs er nicht für die Livrée geboren ist. Man sieht nie Leute der Art mit der Freiheit und Ungezwungenheit, mit der Sicherheit sich benehmen, die man nur in gewissen Umgebungen erwirbt. Ia ich will noch mehr sagen, ich habe von ihm Urtheile und Aeuſserungen gehört, wie sie nur Leute von Geburt abgeben, deren gute Anlagen noch eine sorgfältige Erziehung entwickeln muſste.

Heinrich.

(Bey sich). Ach! wie peinlich sind diese Fragen! (Laut). Und doch, gnädige Frau! sind meine Eltern nicht reich, aber sie leben ihre friedlichen Tage in dem glücklichen Stande von Mittelmaſsigkeit, wo die Glücksumstände zu beschränkt sind, um eitle Wünsche zu befriedigen, und die Bedürfnisse zu gering, um glücklichere Verhältnisse zu wünschen.

Die Baronin.

Wie aber, das ist ja der Stand des wahren Weisen. Warum hat er ihn verlassen? ich traue ihm zu viel Verstand zu, um zu vermuthen, daſs er sich mit seiner Familie entzweyt hat, oder ist ihm sonst etwas begegnet? hat er Ursache, sich verborgen zu halten? er ist verlegen — sey er unbesorgt, ich werde ihm gewiſs nicht schaden. Oder ist vielleicht die Liebe an dem allen schuld? —

Heinrich.

Die Liebe gnädige Frau? Wie! sie glauben etwa —

Die Baronin.

(Bey sich). Welche Bewegung in ihm! Leonore hat Recht, er liebt sie. (Laut) Ich bin nicht so strenge, mein Freund, und weiſs wohl, daſs in seinem Alter eine Neigung der Art kein Verbrechen ist. Ich glaube, selbst bemerkt zu haben, daſs ihm in meinem Hause jemand nicht gleichgiltig ist. Ja ja, er liebt, gesteh er's mir nur, (Leise) Es ist doch ewig Schade, das Mädchen verdient ihn nicht.

Heinrich.

Leider, gnädige Frau! ist es nur allzu-

wahr, dafs man nicht immer Herr seiner Leidenschaft ist, aber lieber wollte ich sterben, als aus den Gränzen der Ehrfurcht treten, die ich ihnen schuldig bin.

Die Baronin.

(Bey sich). Er fürchtet, mich zu beleidigen, wenn er mein Kammermädchen liebt! Bey Gott! der Menfch beleidigt sich selbst. (Laut) Wenn er denn von einer Leidenschaft überwältigt wird, und sie durchaus nicht besiegen kann, so gestehe ich, dafs ich ihn bedaure, aber hat er auch über den Gegenstand, und über die Folgen seiner Liebe ernstlich nachgedacht?

Heinrich.

(Bey sich) Ich darf nicht länger zweifeln! sie weifs, dafs ich sie liebe.

Die Baronin.

Ich weifs, er hat Verstand, und deswegen wünsch ich, dafs er jetzt davon Gebrauch macht. Antwort er mir, Heinrich! liebt er wirklich in meinem Hause?

Heinrich.

Ia, gnädige Frau! aber sie suchen mich zu verderben. Was kann es ihnen helfen, zu wissen, was in meinem Herzen vorgeht; ja

was sag ich, sie wissen es bereits, und suchen mir nur das Geständniſs meiner Verwegenheit zu entreissen, um mich mit äuſserster Strenge dafür zu bestrafen.

Die Baronin.

(Bey sich). Das Geständniſs seiner Verwegenheit! die Liebe bringt ihn um den Verstand. (Laut). Nein, ich will ihn nicht dafür bestrafen, sondern vielmehr von seiner Verblendung heilen.

Heinrich.

Ach, gnädige Frau! es ist unmöglich! kann ich auch den Gegenstand meiner Lieben nie besitzen, so werde ich ihn doch ewig wie ein Heiligenbild verehren.

Die Baronin.

Ein Heiligenbild! C'est fort par exemple! so was kann man wahrhaftig nur einem tollen Liebhaber zu Gute halten.

Heinrich.

Die Liebe verblendet mich nicht. Wie schwach ist mein Ausdruck gegen meine Empfindung, und was sind Worte und Empfindungen, gegen das Bild meiner Geliebten! Ihre Schönheit, ihr Verstand, ihr Herz ist

über die einen, wie über die andern erhaben. Eine Gerechtigkeit, die sie, gnädige Frau! ihr selbst wiederfahren liefsen, wenn sie das Geständnifs nicht erröthen machte.

Die Baronin.

Nein, jetzt kommts zu arg! Mein Freund! er wird unartig, und vergifst über seiner Raserey, dafs er mit mir spricht.

Heinrich.

Ich, gnädige Erau!

Die Baronin.

Nun, ich sehe, seine Krankheit bedarf schneller Arznei, sonst verliert er noch vollends den Verstand. Sei er ruhig, ich billige seine Leidenschaft, weil er es denn durchaus will, und morgen schon soll er anfangen, glücklich zu seyn.

Heinrich.

Ich sehe, gnädige Frau! sie nehmen den Spott zu Hülfe. Ich kann zwar ihren Zorn verdienen, doch ohne ihren Befehl wäre ich nicht strafbar.

Die Baronin.

(Bey sich). Er behandelt die Sache mit einem so lächerlichen Ernst! (Laut)

Nun Heinrich, ich kenne die Gesinnungen seiner Geliebten, und er kann darauf zählen, daſs sie wenigst eben so glücklich mit ihm ist, als er mit ihr.

Heinrich,

(Bey sich). Sie liebt mich, sie weiſs wer ich bin! (Laut), Ach, gnädige Frau! glücklicher war noch kein Sterblicher! dieses Uebermaſs von Seligkeit kann mein Herz nicht fassen. Sie billigen meine Liebe, sie dulden es, daſs ich ihnen ein Leben anbiethe, das ich nur zu ihren Füssen zuzubringen schwöre — (kniet).

Die Baronin.

Sein Dank geht etwas weit, mein Ereund! und ist wahrscheinlich noch ein Folge seiner Geisteszerrüttung. Steh er auf, und such er Leonoren auf.

Heinrich,

(Schnell). Was soll ich ihr sagen, gnädige Frau?

Die Baronin.

Was er will — soll ich ihm auch noch Dictiren; was er ihr sagen soll? Bring er die Sache mit ihr ins Reine.

Heinrich.

Ist Leonore ihre Vertraute, gnädige Frau?

Die Baronin.

Nein! ich habe die Ehre, die Vertraute meiner Kammerjungfer zu seyn. (Bey sich). Er ist total verrückt! (Laut) So sag er ihr denn, weil ich ihn instruiren muſs, daſs ich in seine Heurath mit ihr willige, und die Aussteuer besorgen will.

Heinrich.

(Aeusserst betroffen). Meine Heurath mit ihr — mit Leonoren? — davon war ja nie die Rede.

Die Baronin.

Jetzt verliere ich die Geduld! wie? er liebt ein Mädchen in meinem Haus, und es war nicht von Heurath die Rede?

Heinrich.

Ich liebe sie nicht, gnädige Frau!

Die Baronin.

(Bey sich). Himmel! was hör ich, er liebt in meinem Hause und nicht Leonoren!

Heinrich,

Gott! so schnell aus allen Himmeln herunter! — sie sprach von Leonoren!

Die Baronin.

Er hintergeht mich, oder Leonore hat gelogen, und Leonore ist sonst kein Mädchen, das mir vorlügt; und weil er es denn wagt, sich in meinem Hause zu verlieben, so kann seine Kühnheit nichts rechtfertigen, als Leonore und eine Heurath. Merk er sich das: Leonore und eine Heurath — Jetzt geh' er.

Heinrich.

Gnädige Frau!

Die Baronin.

Fort! sag ich.

Heinrich.

(Im Abgehen). Ich bin vernichtet!

Die Baronin (allein).

Ich fürchte, mehr erfahren zu haben, als ich erfahren wollte. Dieser Heinrich, den ich für einen Domestiquen so artig, so geistreich fand, ist am Ende nichts anders, als ein verkappter Liebhaber. Welche Verwegenheit; — aber er ist jung, und im Grund ist es Narrheit; er hat die Folgen dieses Schrittes nicht überlegt. Ein unbesonnener junger Mensch, vielleicht von Familie, dem die Romane den Kopf verdreht — was sag

ich — er schreibt ja selbst Romane — was bedarf es mehr, um Abentheuer versuchen zu wollen? Die Gerechtigkeit muſs ich ihm aber doch wiederfahren lassen, seine Leidenschaft trug immer das Gepräge der Ehrfurcht und tiefsten Unterwürfigkeit. Doch das entschuldigt nicht! bey allem dem muſs mir der Mensch noch heute aus dem Hause. Ah! sieh da mein lieber Baron. —

XIII. Scene.

Baronin. Baron.

Baron.

Ihr ganz Unterthäniger —

Die Baronin.

Nun, Baron! wie ist's, kriegen wir Verse?

Baron.

Das sollt ich meinen, und gute.

Die Baronin.

Kein Zweifel, wenn sie sie selbst machen.

Baron.

Daſs ich ein Narr wäre! ich kaufe sie lieber schon gemacht. Ich war so eben bey

einem berühmten Sonettenmacher, und habe drei paar Dutzend bestellt; ich glaube, sie bekommen sie schon morgen früh, denn der ist ein Tausendsasa! das Ungereimteste muſs sich bey ihm reimen, und kaum setzt er sich nieder, so flieſsen die Verse auch schon wie pures Wasser. — Er liefert auch in die Braunschweiger Sonetten-Fabrick. — Aber mich trieb eine viel angelegentlichere Sorge hieher. Sagen sie mir doch, gnädige Frau! wie steh ich denn in ihrem Kopfe und in ihren Herzen angeschrieben?

Die Baronin.

Wie jemand, den ich sehr hochschätze.

Baron.

Das ist schlimm, wenn eine Dame einem Manne sagt, daſs sie ihn hochschätzt, so ist das ungefähr so viel, wie wenn ein Herr einem Frauenzimmer sagt, daſs er Respekt vor ihr hat. Ein bischen Liebe wäre mir angenehmer, als diese Hochachtung.

Die Baronin.

Was? denken sie jetzt noch an das? Ich dachte, sie hätten vorher nur zum Scherz davon gesprochen.

Baron.

Zum Scherz! sie liebt man auch zum Scherz! Ihre Augen verstehen nicht den geringsten Spafs.

Die Baronin.

Aber sagen sie mir, Baron! wie kam es denn, dafs sie auf mich verfielen — ich lebe seit dem Tode meines Mannes so zurückgezogen, so unbekannt —

Baron.

Da steckt es eben, liebe Baronin! Ein kluger Mann wird sich hüten, ein bekanntes Frauenzimmer zu wählen, so lange es noch ein unbekanntes giebt. Der Werth eines Frauenzimmers läfst sich bestimmen, wie der Werth einer Polizei; je weniger die Leute von ihr sprechen, desto mehr Achtung verdient sie. Man sollte eigentlich gar nicht wissen, dafs sie existirt.

Die Baronin

Also sie lieben mich tout de bon, was man lieben nennt?

Baron.

Aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, und aus allen meinen Kräften.

Die Baronin.

Nun also aufrichtig gesprochen! sie wissen Baron, ich bin Wittwe!

Baron.

Desto besser.

Die Baronin.

Ich geniefse meine Freyheit, und dem Himmel sey Dank, noch fühl ich keine Langeweile.

Baron.

Ach Gott im Himmel! wenn sie meine Frau sind, haben sie mehr Freyheit, als sie jetzt haben, ich genire sie in gar nichts.

Die Baronin.

(Lachend). Ich würde mich aber selbst geniren, und dann Brateneck! Ich habe Erkundigungen über sie eingezogen, und schöne Geschichten in Erfahrung gebracht. Schämen sie sich — ein Mann in ihrem Alter!

Baron.

Verläumdung, boshafte Verläumdung —

Die Baronin.

Man versichert mich, sie seien ein alter Roué, ein zweyter Klingsberg, sie machten

jeder jungen Schauspielerin die Cour, ihr Herz sey ein Fideicomiſs für jede fremde Putzmacherin.

Baron.

Die Fideicommisse haben leider aufgehört, gnädige Frau! drumm bin ich gesonnen, ein Majorat zu errichten, ach! das Entzücken rieselt mir durch alle Glieder, wenn ich an das Privilegium fori denke, bey einer so schönen, liebenswürdigen, nachsichtsvollen Instanz —

Die Baronin.

Genug des Scherzes! Glauben sie mir Baron! sie sind in einem Alter, wo Hymens Joch schon etwas schwer wiegt. Sie leben zufrieden, haben einen trefflichen Humor — wie sie heurathen, werden sie düster, mürrisch, verdrieſslich. Ich lasse mir's nun einmal nicht ausreden, daſs eine Frau sie unglücklich macht.

Baron.

Hm! Hm! Diese Aeuſserung sieht einem Korbe ziemlich ähnlich.

Leonore (tritt ein).

Leonore.

Ein Brief an sie, gnädiger Herr! ich soll ihn gleich übergeben. (ab)

Baron.

Ha! das sind wahrscheinlich ein paar dutzend Verse, zum Muster von denen, die ich bestellt habe. — Nein, wahrhaftig — es ist ein Brief von meinem Bruder, der giebt mir wahrscheinlich Nachricht von seinem Sohn Ferdinand. Mit dem Jungen haben wir unsere liebe Noth. Ich glaube, ich habe ihnen schon davon gesagt. Excusez Madame. (will abgehen).

Die Baronin.

Nein, Lieber! lesen sie hier, ich weiſs, wie ihnen die Geschichte am Herzen liegt.

Baron.

Weil sie erlauben —

Die Baronin.

Ich wünsche, daſs der Inhalt dieses Briefes sie beruhigt.

Baron.

Gott! du Allmächtiger!

Die Baronin.

Mein Gott! was ist ihnen?

Baron.

Mein Neffe Ferdinand ist vor zwey Monaten von der Universität entflohen, und hier in der Stadt.

Die Baronin.

Haben sie mich doch erschreckt! ich dachte, er müsse todt, oder wenigst gefährlich krank seyn. Das ist denn doch kein Unglück, das solch einen Ausruf verdient. Er ist hier, die Stadt ist grofs, er hat sie noch nicht finden können; zudem haben sie auch ihren Namen verändert, weifs Gott aus welcher Caprice.

Baron.

Caprice! schöne Caprice, wenn man sich geschlagen, und seinen Gegner gefährlich verwundet hat. Die Geschichte ist noch nicht aus.

Die Baronin.

Ist ihr Neffe allein entflohn, oder ist noch jemand mit ihm fort.

Baron.

Der Bediente ist mit, schreibt mein Bruder, den er ihm auf die Universität mitgegeben. Ruprecht heifst der Kerl.

Die Baronin.

(Leise), Was hör' ich! (Laut) das ist gewifs derselbe Ruprecht, der immer zu meinem Bedienten kommt. Von dem einen oder andern bekommen sie gewifs Auskunft. Leonore!

(Leonore trit ein).

Leonore.

Gnädige Frau!

Die Baronin.

Such den Menschen auf, der immer zu Heinrich kommt, er ist wahrscheinlich im Hause, er kann diesem Herrn einen Dienst erweisen und ein Trinkgeld verdienen. Auch Heinrich soll kommen!

(Leonore ab).

Beruhigen sie sich, Baron! ich stehe ihnen gut, dafs sie gleich Nachrichten einziehen-

Baron.

Ach! was helfen mir Nachrichten, was

hilft es mir, ihn wiederzufinden, er ist für mich verloren! er hat einen Streich gemacht, der ihn und seine Famalie mit Schande bedeckt.

Die Baronin.

Sie erschrecken mich, um Gotteswillen, was hat er gethan? erklären sie sich.

Baron.

Sein Vater schreibt mir, er weiſs, und zwar von Leuten, die ihn in dem Aufzuge gesehen haben, daſs er hier in Livrée-Diensten bei einer Dame steht.

Die Baronin.

(Für sich). Gott im Himmel, der ist bey mir im Hause!

Baron.

Ach, meine Gnädige! ich kann ihnen jetzt nicht danken, für den Antheil, den sie an der Sache nehmen. Ich erkenne auch hier wieder ihr gutes Herz. Aber urtheilen sie von meinem Schmerz, ein Cavalier, ein einziger Sohn, einst mein Erbe, und — eine Livrée.

Die Baronin.

Desto vertrauter ist er mit dem Dienste, wenn er Hofjunker wird. Aber hören sie,

da kommt mir eine Idee, wenn er vielleicht in die Dame verliebt ist, bey der er dient —

Baron.

Mein Gott! warum giebt er sich aber nicht für das, was er ist? Das Weib wäre eine Närrin, wenn sie ihn refusirte.

Die Baronin.

(Nachlässig). Sie haben mir gesagt, daſs er ein hübscher Mensch ist, und daſs er Verstand hat —

Baron.

Hübsch? Nun ja, ein unreifes Jüngelchen — hat noch keinen Bart. In mancher Hauptstadt könnte er allenfalls sein Glück machen, nur nicht bey den Damen — die lieber mehr das rüstige — das prononcirte — männliche lieben. Was den Verstand betrifft, hat er nur zuviel, aber — kein Iudizium. Sehen sie, er ist einer von den jungen Leuten, wie jetzt so viele auf Akademien sind; statt die Pandekten zu studiren, studiren sie die Arithmetik des menschlichen Lebens, und statt dem neuen Gesetzbuch, die Einwohnerlehre. Der da macht sogar Verse und schreibt Romane, eine gar liebe Beschäftigung! dem Jungen fehlt nichts mehr, als daſs er Komö-

dien schreibt, um ein ganz excellenter Geschäftsmann zu werden.

Die Baronin.

Er kann vielleicht als Dichter seinem Vaterlande Ehre bringen.

Baron.

Kommen sie mir schon wieder mit dem Dichter? Bey der Dichter-Ehre mufs er verhungern, wenn er sich vom Apollo keine Leibrente ausbedingt. Er soll lieber ein Schreiber werden, so wird er bezahlt, und steht ihm der Weg zu den höchsten Staatsämtern offen. Dichter! die Regierung will keine Dichter, braucht keine Dichter.

Die Baronin.

Beruhigen sie sich, Baron! seyen sie tolerant, denken sie an ihre Universitätsjahre zurück. Sie waren gewifs auch kein Muster eines fleisigen Studenten, wenn sie auch keine Verse gemacht haben, sie haben doch ihren Weg gemacht, sind sogar Präsident geworden.

Baron.

Lieber Himmel! die Zeiten sind vorbey, wo man Präsident geworden ist. Unser Fer-

dinand kann Gott danken, wenn er's in zehn Jahren zum jüngsten Assessor bringt, und da thät es Noth, wir liefsen ihn erst im Ausland naturalisiren, drumm soll er arbeiten. Ach Gott! es gehört ja mehr, als ein menschlicher Kopf dazu, um nur die Namen von den Fächern zu behalten, die man jetzt wissen mufs. Wenn ich nur den Jungen da hätte.

XIV. Scene.

Heinrich. Vorige.

Heinrich.

Euer Gnaden haben befohlen!

Die Baronin,

Heinrich! dieser Herr ist in Verlegenheit. Er wünscht Nachrichten über seinen Neffen einzuziehen, den er hier erwartet. Da er aus der Residenzstadt ist, so kann er ihm vielleicht Auskunft geben, von Gelding ist der Name dieses Neffen.

Heinrich.

(Bey sich). Was hör ich? Brateneck mein Onkel! was soll daraus werden?

Die Baronin.

Der arme Mensch! welche Situation, und ich theile sie mit ihm.

Baron.

(Zur Baronin). Er ist überrascht, er weiſs wahrscheinlich wo er ist.

Die Baronin,

(Zum Baron). Reden sie gelassen mit ihm, sie bringen ihn sonst ausser Fassung.

Baron.

Komm her, Schlingel! Nein nein! mein lieber Freund — ich will nicht glauben, daſs du im Einverständniſs mit meinem Neffen bist. Aber du kennst ihn, nicht wahr?

Heinrich.

Ia, gnädiger Heer!

Baron.

So weiſst du auch den schönen Streich, den er gemacht hat?

Heinrich,

Ich weiſs, was sie sagen wollen; aber ihr Neffe ist durch die Strafe, die ihm sein Fehltritt zugezogen, so gränzenlos unglücklich, daſs ihn selbst ihr Zorn nicht elender machen kann. Die, welche er anbethet, ver-

achtet ihn. Welche gröfsere Rache wollen sie an ihm nehmen?

Baron.

Der arme Junge hat eine Thräne im Auge; er interressirt sich gewaltig für meinen Neveu. Nun geh' und sag ihm, er soll vor mir erscheinen, aber auf eine Art, dafs ich nicht erröthen mufs, ihn zu sehen. Du weifst doch, mein Sohn! wo er ist?

Heinrich.

Nein, gnädiger Herr! ich weifs es nicht— (Bey sich) Ach! wenn mich die Baronin entdeckte, was soll aus mir werden?

Baron.

Da du aber weifst, dafs er bei einer Dame ist — Dame — bey irgend einer Coquette —

Heinrich.

Was sagen sie?

Baron.

Nun ja! die Damen kennt man, die solche Bediente haben. Ich berufe mich auf die gnädige Frau.

Die Baronin.

Da kommt Ruprecht —

Baron.

Ah, gut!

Heinrich.

Ich bin verloren —

XV. Scene.

Leonore. Ruprecht. Vorige.

Leonore.

(Zu Ruprecht). Wenn du ihm die gewünschte Auskunft geben kannst, so ist dein Glück gemacht.

Ruprecht.

Will von der Gelegenheit profitiren. Wovon ist denn die Rede?

Leonore.

Er wird dir's schon selbst sagen. Gnädiger Herr! da ist der Mensch, mit dem sie sprechen wollten.

(Heinrich giebt Ruprecht Winke und Zeichen).

Ruprecht.

(Zum Baron). Es ist mir sehr schmeichelhaft, daſs mein Glücksstern mir die Ehre und das Vergnügen —

Baron.

(Nimmt ihn beym Kragen). Ohne Complimente Kerl! kurz und die Wahrheit.

Ruprecht.

Gehorsamster Diener. (Bey sich) Das Glück fängt nicht gut an.

Baron.

Wo ist mein Neveu Ferdinand? was ist aus ihm geworden?

Ruprecht.

Ihr Neveu — Ferdinand — gnädiger Herr — (zu Leonore) Ha, Verrätherin!

Baron.

Wo ist er? sprich Kerl! oder —

Ruprecht.

Heinrich! weiſst du vielleicht, wo er ist?

Heinrich.

(Leise) Um Gotteswillen verrath mich nicht!

Baron.

Du antwortest nicht — man schicke nach der Polizeiwache —

Ruprecht.

Heinrich! die Polizeiwache —

Baron.

Willst du reden Kerl?

Ruprecht.

Zum Teufel auch! da sind viele Umstände zu machen! ich, ja ich bin ihr Neffe, jetzt will ich sehen! ob sie mein Onkel seyn wollen.

Die Baronin.

Der Spitzbube!

Ruprecht.

Was! behandelt man so einen Neffen; das Blut spricht doch heut zu Tage gar nicht mehr.

Leonore.

Glauben sie es nicht, gnädiger Herr! er heifst Ruprecht, ich kenne ihn ganz genau.

Baron.

Was Pursche! du hast die Frechheit, dich für einen Baron Gelding auszugeben, und bist nur sein Bedienter? Auf der Stelle lasse man ihn —

Ruprecht.

Ein klein wenig Geduld, gnädiger Herr! ich sehe schon, mir gehts wie dem falschen Dauphin. Heinrich! erspare mir eine Indiskretion, und gestehe, dafs du der Baron Gelding bist, weil man nicht will, dafs ich es sey.

Heinrich,

(Zu des Barons Füſsen). Nun denn, Oheim! sehen sie diesen Neffen, der freilich ihrer nicht mehr werth zu seyn scheint.

Leonore.

Heinrich ein Baron!

Ruprecht.

(Zu Leonore). Gratuliere zu der Eroberung. (beyde ab).

Die Baronin.

(Zu Heinrich). Mein Herr! wodurch hab ich verdient, daſs sie mich durch diesen verwegnen Schritt so auffallend beleidigen?

Ferdinand,

Ach, gnädige Frau! nur eins kann meine Schuld verringern, denken sie, daſs ich seit meinem Eintritt in ihr Haus, nie die Gränzen des Wohlstandes, und der Bescheidenheit überschritten.

Baron.

Ia ja! die Bescheidenheit ist die Erbtugend, oder vielmehr die Erbschwäche unserer Nation. Wären wir Eingeborne nicht so verdammt bescheiden, so liessen sich's die Fremden, und mancher naseweiser Ankömmling nicht gelüsten, so unbescheiden gegen uns zu seyn. Mit der Bescheidenheit,

mon cher Neveu, mufs man sich überall auch b e s c h e i d e n, man dringt nirgend mit ihr durch, (leise zu Ferdinand) auch nicht bey den Damen, wie Figura zeigt. Also er war bescheiden, gnädige Frau?

Die Baronin.

Ich kann es nicht läugnen, und diefs ist eine Bemerkung, die ich vor wenig Minuten selbst anstellte. Nichts desto weniger habe ich mich über seine Unbesonnenheit zu beklagen, sie setzt mich einem Stadtgeschwätze aus, das mir unmöglich gleichgiltig seyn kann. Drumm mufs Heinrich a u f i m m e r verzichten, mich zu sehen, und mir n i e m e h r vor die Augen treten. Doch will ich ihn nicht ohne Erkenntlichkeit von mir lassen. Ich erkenne den Werth der Dienste, die er mir erwiesen hat, und nehme auch die in Anschlag, die er mir noch hätte erweisen können — (Nimmt eine goldne Dose aus dem Sekretär) Nehmen sie, ich glaubte sie zu beleidigen, wenn ich sie anders bezahlte.

Ferdinand.

(Höchst betroffen) Gnädige Frau!

Die Baronin.

So nehmen sie doch nur, sag ich, Adieu H e i n r i c h!

XVI. Scene.

Vorige. Ohne Baronin.

Baron.

On se moque de vous mon cher Neveu! aber tröste dich, auch mich hat sie refusirt.

Ferdinand

(der bis jetzt ganz vernichtet dagestanden, wirft wie zufällig einen Blick auf die Dose).

Was seh ich? ihr Portrait!

Baron.

Ihr Portrait! Ah, du Blitzjunge! laſs doch sehen! ja bey meiner Treue! Mensch! du verdienst dein Glück nicht. Laſs mir die Copie, du hast ja das Original!

Ferdinand.

Wie mein Oheim — sie glauben — sie hat vielleicht fehlgegriffen —

Baron.

Geh, sag ich! lauf ihr nach, warum stehst du denn hier? aber zieh zuerst andere Kleider an; hast du's denn nicht gehört? den Heinrich hat sie verabschiedet, und den Ferdinand will sie haben.

Ferdinand.

Ach diese Seligkeit, ich kann sie nicht fassen! (ab).

Letzte Scene.

Baronn allein.

Da läuft er hin, und mich lassen sie allein mit meinem goldnen Körbchen. (Die Dose betrachtend) Zu der Dose bin ich gekommen, ich weiſs nicht wie; es ist nun einmal das Schicksal der goldnen Dosen, daſs sie selten an den rechten Mann kommen. — Daſs die Frau Baronin den Neffen dem Onkel vorzieht, finde ich ziemlich natürlich, er ist etwas jünger als ich — die Promessen seiner Gestalt — sie müſste kein Weib seyn. — Aber Madame, sie sollen wissen, daſs es Jünglinge giebt von 60 Iahren, wie wir eine Menge Greise von 30 haben; auch haben sie vergessen, daſs man nie alt ist, so lange man 30,000 Thaler Revenuen hat. Ihnen zum Trotz, will ich binnen drei Tagen das schönste Mädchen der Stadt zu meiner Frau machen. Heute Abend geh ich auf den Ball, da finde ich eine Menge Comtessen und Fräuleins, die sich alle einen Mann ertanzen wollen. Der Schönsten mache ich morgen ohne Umstände meinen Heurathsantrag, vergesse aber nicht, ihr zu sagen, wer ich bin und was ich Vermögen habe,

und wenn sie mich verschmäht, ja wenn sie sich nur Bedenkzeit ausbittet, so will ich — Gott straf mich! — eine Epopee will ich schreiben, und wenn ihr ein Adonis zur Rechten steht, und ein Endymion zur linken, ich setze mein Leben zum Pfand, sie läſst sie stehen, und wären's zwey Gardeoffiziers — sie läſst sie stehen, wenigst einstweilen — und geht mit mir, vorausgesetzt, daſs ich sie — in die Kirche führe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Plötz, Johann <<von>>,

Poesie und Prosa Lustspiel in einem Aufzug : (nach einer alten Intrigue gebildet)

München 1817

P.o.germ. 1082 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116371-6